

ILANA HAMMERMAN

Das ist nicht mein Krieg

Das graue Gebäude scheint zur Straßenseite hin von einem Filter aus frischem Blau umschlossen. Die fröhliche Farbe erinnert an einen Kindergarten. Und tatsächlich gibt es um das Gitter herum Kinder, viele Kinder. Aus dem Abstand von 100, 200 Metern ist schwer auszumachen, was diese Kinder dort treiben. Mag sein, daß sie sich irgendetwas anschauen, irgendwohin wollen. Ihre Stimmen sind zu hören, ein diffuses Geräusch, an- und abschwellend, hin und wieder aufgerissen von schrillum Geschrei. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Gebäude, dessen grünlich schimmernde Kuppel zu sehen ist, dahinter ein schlank sich emporstreckender Turm: eine Moschee. Jetzt klettert eine Gestalt über das glatte Rund der Kuppel hinauf, schnell, schnell, und dann weht dort oben auch schon eine Fahne. Der Lärm der Kinder unten wird immer stärker, jetzt sieht man auch etwas durch die Luft fliegen, wahrscheinlich Steine. Die Kinderhorde kommt nun rasch näher, dabei in kleinere Gruppen und einzelne Figuren sich auflösend, und jetzt sieht man auch sie, die hinter ihnen herlaufen, sie vor sich her treiben, in dunkelgrünes Khaki gekleidete Soldaten, deutlich erkennbar, nun, mit Helmen, hohen Schnürstiefeln, Schlagstöcke und Maschinenpistolen in den Händen. Vor ihnen die Kinder, ihre Gesichter, ihre Körper. Sie wirken klein, sogar sehr klein: 7-, 10-, 12-, höchstens 14-jährige. Dazwischen einige Größere, Jugendliche schon, 19-, 20jährig: der 'Shabab' also, dieses ebenso gängige wie in den Ohren unangenehm klingende Wort zur Bezeichnung solcher Aufläufe von Jugendlichen.

Wir befinden uns in einer Gasse, die die Kinder einige Minuten zuvor mit einem Autowrack verbarrikiert haben. Eine breite, schmutzige Schottergasse, mit eng ineinandergeschachtelten Wohngebäuden und angeflickten Nebenbauten auf beiden Seiten. Die Gasse ist voll mit Menschen, Männer, Frauen, Kinder. Alle stehen sie da und beobachten die Wolke aus Lärm und bedrohlicher Bewegung, die da vom Ende der Gasse her auf sie zukommt.

Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arm, ältere Leute — auch als die ersten Schüsse zu hören sind, bleiben sie noch draußen stehen, beobachten. Da sind die Soldaten in der Gasse, jagen die Kinder, schießen. „Das ist Gummi, das war ein scharfes Geschloß“, erläutert jemand neben mir. Die Kinder rennen, halb Angst-, halb Kampfgeschrei, ab und zu wendet eines sich um, wirft einen Stein nach rückwärts. Es gibt offenbar Verwundete, zwei Ambulanzen fahren vor, es wird eingeladen und rasch weggefahren. Die Erregung steigt. Die Bewohner der Gasse stehen weiterhin vor ihren Türen und schauen zu. Keine Angst? „Keine Angst“, sagt eine junge Frau mit ihrem Baby auf dem Arm und lächelt dabei. Ja, sie lächelt wirklich. „Man hat keine Angst mehr“, sagt ein grobschlächtiger Bursche, krempelt seine Ärmel hoch und zeigt eine lange Narbe, auch er lächelt: „Das war eine Kugel.“ „Keine Angst“, sagt ein magerer kleiner Junge — 14 Jahre nach eigenen Angaben —, der, gerade aus dem Trubel da vorn gekommen, noch ganz in Feuer ist. Man hat keine Angst mehr, sagen sie alle, es geht so jeden Tag, wir sind es längst gewöhnt. Und sie sehen dabei gar nicht besonders heldenhaft aus, ihren Gesichtern ist keine besondere Spannung anzumerken. So ist die Situation, und sie sind sicher, ganz sicher, daß es keinen anderen Weg gibt.

Nein, wir haben keine müden, geschlagenen Menschen angetroffen im Flüchtlingslager Dschaballja im Gaza-Streifen an jenem Tag. Wir: Zwei israelische Frauen mitten unter ihnen, die mit Neugierde uns angeschaut haben und uns zugelächelt haben, in einer Mischung aus Verlegenheit und Freundschaftlichkeit. Sie alle, klein und groß, die Männer in fließendem Hebräisch, haben uns erklärt, daß es für sie aus diesem Krieg kein Zurück mehr gibt: ein Kampf, ihr Kampf für die Ehre, die Freiheit, den eigenen Staat. Leere Parolen? Aber sie sagen das mit großer Selbstverständlichkeit, nicht von einer Bühne herunter, nicht durch den Lautsprecher auf der Demonstration, sondern hier in einer schmutzigen Gasse ihres La-

gers, beim Gestank der offenen Abwässerrinnen, im Tumult der Schüsse und Schreie, jeder in seiner eigenen Art, und der 14-jährige fügt noch hinzu: „Entweder die Juden oder wir“. Dies war kurz vor dem Golfkrieg. Dieser Krieg der israelischen Armee gegen die Intifada, so habe ich damals mit aller Deutlichkeit schmerzhaft empfunden, ist nicht mein Krieg. Und so empfinde ich auch heute noch, ungeachtet der äußerst unglücklichen Politik der Palästinenserführung im Golfkrieg, ungeachtet auch der zu Saddams Raketenangriffen gegen Israel auf den Dächern ihrer Häuser tanzenden Bewohner der besetzten Gebiete. Nicht, weil ich mich etwa für den Befreiungskampf der Palästinenser engagiere — das ist ihre Sache, nicht die meinige —, empfinde ich so, sondern als Israeli, Humanistin und Demokrat, die für die humanistischen und demokratischen Grundlagen ihrer Gesellschaft, ihres Heimatlandes fürchtet. Mag es auch zutreffen, daß die Intifada derzeit ruhiger geworden ist, daß die Menschen zermürbt sind von den wochenlangen Ausgangssperren, der Arbeitslosigkeit, der wachsenden wirtschaftlichen Not — es wird nie mehr so sein wie vor der Intifada, es wird keine „friedliche“ Besetzung mehr ge-

ben, so sehr die gegenwärtige Regierung das auch glauben machen will. Sollte im israelisch-palästinensischen Konflikt nicht jetzt, mit Hilfe und unter dem Druck der amerikanischen Administration, der Weg zu Verhandlungen beschritten werden, dann wird die Intifada Dauerzustand sein: eine Armee, die gegen Kinder und Zivilbevölkerung aussichtslos und brutalisierende Scharmützel führt; eine Polizei, die nach Messern fahndet und massenhafte erniedrigende Körperuntersuchungen vornimmt; eine Justiz, die nach zweifachem Maß mißt; eine Gesellschaft von Unterdrückern und Unterdrückten; ein Erziehungssystem, das Chauvinismus und Haß lehrt. Israel wird damit gewiß nicht schlimmer sein als die meisten es umgebenden arabischen Länder. Man braucht aber kein moralischer Rigorist zu sein, um die Situation unerträglich zu finden. Sie ist unerträglich auch in schlicht politischer Hinsicht: ein Land, das rings von feindliche Nachbarn umgeben ist — noch sind mir Saddams Vernichtungsdrohungen und der Jubel der arabischen Massen in den Ohren — kann, will es seine weitere Existenz sichern, nur den Weg der Verhandlungen einschlagen, der Kompromisse, des Friedens.



Bäume wurden in der Westbank einfach abgeschlagen, damit die Militärs bessere Sicht hatten